

DAS KIRCHENLIED IM »ROLLENBUCH«. Noch einmal: »Gotteslob«. – Was ist da passiert? Einige Kommissionen von Fachleuten, hundert, zweihundert Leute an der Zahl, von Bischöfen am langen Zügel geführt, haben in aller Stille über zehn Jahre hin das »überlieferte Liedgut« der deutschsprachigen Diözesen »gesichtet«. »Alle Gesangbücher wurden durchforscht und Tausende von Liedern unter die Lupe genommen (!). Es wurden Statistiken erstellt, die Aufschluß geben über die Verbreitung der Lieder und über die Unterschiede der Fassungen; Tabellen wurden angelegt, die aufzeigen, was in den einzelnen Sparten (!) vorhanden ist oder noch fehlt« – so einer der Verantwortlichen, Erhard Quack. Eine große Inventur also mit einem doppelten Zweck: Gesangbücher der einzelnen Diözesen sollten abgelöst werden durch ein neues, den »ganzen deutschen Sprachbereich umfassendes« »Einheitslied«; und zugleich sollte das überlieferte geistliche Lied aus seiner »paralitur-gischen« Randexistenz befreit und in die Mitte des Gottesdienstes gerückt werden: als Kirchen- und Kultlied in liturgischer Funktion. Ob die überlieferten Lieder aufgenommen oder verworfen, umgearbeitet oder angepaßt wurden, das entschied sich an zwei Fragen: Dienen sie der Einheit (auch der ökumenischen) und: Sind sie »gemeindegerecht« und »gottesdienstlich verwendbar«? Es versteht sich, daß die Masse des überlieferten »Liedgutes« dieser Probe kaum standzuhalten vermochte – und so verschwinden in einem gewaltigen Rütteln des Siebs Tausende, buchstäblich Tausende von Liedern in der Vergangenheit, während das Übriggebliebene angepaßt wird »an die vielgestaltige liturgische Versammlung von heute« (eine höchst undeutliche, kaum benennbare Instanz!); die Lücken werden durch Auftragsarbeit geschlossen.

*

Damit wir uns nicht mißverstehen: ich weine dem wirklich Vergangenen keine Träne nach. Nostalgie ist nicht der Kern meiner Kritik,

wenn ich auch bedaure, daß es im Bereich von Text und Ton so etwas wie ein Denkmalpflegeamt nicht gibt: viele Barbarismen wären uns erspart geblieben. (In welchem Deutsch schon reden die Zensoren über das, was sie eifertig verwerfen!) Aber nicht dies ist der Punkt. Was ich mich frage, seitdem ich »Gotteslob« aus der Nähe studiere (die Bearbeiter haben mir freundlicherweise schon Ende 1974 einen Vorabdruck zugänglich gemacht), ist dies: Stimmen die Kriterien? Läßt sich Kirchenlied tatsächlich, wie hier versucht, auf seine »liturgische Funktion« reduzieren? Stimmt die Konzeption des »Einheitsgesangbuchs« als »Rollenbuch der Gemeinde« (Josef Seuffert)? War es nicht zuviel auf einmal, mit der ökumenischen und der interdiözesanen Vereinheitlichung zugleich auch noch die totale liturgische und kultische Funktionalisierung des geistlichen Liedes erreichen zu wollen – bis zu dem Punkt, wo von einer großen klingenden Überlieferung nur »Zwecke«, »Sparten«, »Stellenwerte« und »Funktionen« übrigbleiben?

*

Erinnern wir uns: das katholische geistliche Lied, ursprünglich Erbe volkstümlicher und volksliedhafter Traditionen, stand seit den Anfängen systematischen Gebrauchs und systematischer Sammlung im sechzehnten Jahrhundert stets in einer gewissen Spannung zum evangelischen Kult- und Gemeindelied. Dort hatte der Kult – ich übertreibe jetzt – das Singen absorbiert; hier dagegen strömte der Gesang über den kultischen Ablauf, den liturgischen Zweck hinaus. So behielt das Kirchenlied im katholischen Bereich, bei geringerer »Gottesdienstlichkeit«, eine stärkere Volkstümlichkeit und Ausstrahlung in die Breite des christlichen wie des profanen Lebens – zwischen denen man ja damals noch keinen harten Trennungsstrich zu ziehen pflegte; es gab hier nicht den Ausbruch ins freie, kirchenlose Gefühl, noch weniger die Seelentiefe einer – von ihren liturgischen Bindungen allmählich sich befreienden –

geistlichen Musik. Man muß die unsäglich klappernden Katechismuslieder der Luther-epigonen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts im Ohr haben, um das Hinausdrängen des evangelischen Kirchenlieds in die Weltlichkeit zu verstehen – von Paul Gerhardt und Tersteegen zu Novalis; und man muß sich die extreme Ritualisierung des evangelischen Gottesdienstes bis in die letzten Fugen künstlerischer Expression hinein vergegenwärtigen, um zu begreifen, daß ein Bach dieses System durch Überdimensionierung sprengen *mußte*: nicht zufällig erschienen den Zeitgenossen seine Passionen »operhaft«. Im katholischen Raum erreichte die Spannung zwischen Drinnen und Draußen, Kirche und weltlichem, christlichem Leben niemals diesen Grad. Am kleineren Beispiel des Lieds gemessen: hier lief beides, Profanes und Geistliches, unbefangen noch lange hin und her. Erst mit der liturgischen Bewegung der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts und mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil tritt die Forderung auf, Kult und geistliches Lied stärker aufeinander zu beziehen, den Abstand zwischen dem römischen Ordinarium und dem deutschen Kirchenlied zu verringern – und die Bearbeiter von »Gotteslob« treiben diesen Gedanken mit deutscher Gründlichkeit noch weiter: Über die Schwelle der Kirche darf jetzt nichts mehr, was nicht »liturgischen Zwecken« entspricht.

Das scheint mir nun so, wie wenn zwei Schwache sich wechselseitig stützen wollen; denn einerseits ist auch das römische Ordinarium durch die Liturgiereform schon stark »ausgekernt« (wie in der Denkmalpflege ein altes Gebäude, in das neue Funktionen eingelagert werden); andererseits bleibt natürlich auch von einem kultisch funktionalisierten Lied meist nur lehrhafte Blässe zurück, anstelle körniger, seelenvoller Individualität. (Ich darf hier auf die treffenden und schwer widerlegbaren Feststellungen von Frau Spaemann verweisen!¹) Verluste auf beiden Sei-

ten sind die Folge: Wird der Meßtext, wie leider vielerorts, strukturlos und beliebig, ein Mischmasch aus Landessprache und Latein, Kultisch-Erhöhtem und vereinsfroher Biederkeit in Anreden und Aufforderungen an die Gemeinde, dann kann auch ein Kirchenlied »in liturgischer Funktion« die offen bleibenden Stellen nicht füllen. Im Gegenteil: je mehr es in Reduktionen, Glättungen, Abflachungen eine Objektivität beschwört, der die Liturgiereform bei den zentralen liturgischen Texten bereits abgesagt hat, desto stärker wird es in seiner Integrationskraft überfordert. Was keinen Anstoß erregen soll, kann auch nicht binden; was auf alle eingeregelt ist, kann Ungestüme, Dissidenten, Schwankende, Suchende nicht anziehen. Wenn in einer der Kommissionen, die »Gotteslob« vorbereiteten, lange und heftig über die Frage diskutiert wurde, ob man noch singen dürfe »Nun lobet Gott im hohen Thron« (gegen die horizontale Mitmenschlichkeit von »Gott unter uns«!), dann kennzeichnet das die Situation. Es wundert mich nicht, daß die junge Generation, von der Kirche so lau angededet, sich ihre eigenen Kulte und religiösen Ausdrucksformen sucht – mehr außerhalb als innerhalb der Kirche; und daß dort dann oben und unten nicht mehr strittig sind, zeigen neue Transparente, Bilder und Emotionen.

*

Stoßseufzer eines Kirchenmusikers in einem Brief an mich: auch wenn »Gotteslob« eine arge Vereinfachung, Verdürrung sei, man könne doch wenigstens damit *arbeiten*. Arbeiten? Deine Sprache verrät dich, Freund: frühere Generationen haben mit ihren Gesangbüchern eben nicht *gearbeitet*. Sie haben schlicht daraus gesungen. Dürfen sie das heute noch? Nun, mit einem »Rollenbuch«, einem liturgischen Drehbuch gewissermaßen, geht man natürlich anders um als mit einer Sammlung gesungener Lieder. Es handelt sich ja auch, wie die Bearbeiter nicht ohne Stolz verkünden, um ein »geplantes« Gesangbuch. Es soll »all das enthalten, was die Gemeinde braucht, um den Gottesdienst mitzufeiern zu können, und es braucht Stücke

¹ Vgl. diese Zeitschrift 4/75, S. 339 ff.

nicht zu enthalten, die anderen zukommen« (Josef Seuffert). So weit so gut. Die Frage ist nur: Wer teilt zu? Wer entscheidet, was gebraucht wird und was nicht? Wird nicht hier ein neuer Klerikalismus der Liturgiebeamten, der Geistlichen, aber noch mehr der (Laien)-Lektoren, Kirchenmusikdirektoren, Schola-Dirigenten begründet? Und wird das Kirchenvolk, unter dem Vorwand der Aufklärung, nicht erneut in die Passivität verbannt – die Passivität eines »von oben« geplanten Aktivismus? Das kann der subjektiven Empfindung nicht gut bekommen (und sie ist ja, man lese so verschiedene Zeugen wie Kierkegaard und Claudel, der notwendige und glaubhafte Gegenpart zur Objektivität der katholischen Mysterien). Wer rollenbuchbewehrt unter den Blicken geistlicher Inspizienten nach seinem »Part« späht, kann nicht Freude »das Herz zum Kripplein biegen«. Die Folge ist dann gerade ein gettohafter, luft- und lichtlos von der Welt abgeschirmter gottesdienstlicher Binnen-Aktivismus – und jenes Klappern gesungener Stroh-Episteln, das schon die Reformatoren zu beklagen hatten.

*

Aber auch dem Lied-Gut, den Texten, der Musik bekommt die völlige liturgische Funktionalisierung nicht gut. (Ich sehe ab von der Flut der Gemeindeverse – sie lassen sich noch am ehesten den liturgischen Zusammenhängen dienstbar machen; freilich versanden sie auch leicht im leeren Singsang.) Künstlerische Gebilde wie die Kirchenlieder aber werden durch starre Zwecksetzungen leicht im Kern getroffen. Der enge Funktionszweck reduziert die Überlieferung. Plötzlich reicht das geistliche Lied nicht mehr tief und weit ins christliche (auch private, profane) Leben hinein. Es entstehen neue liedlose Zonen. Geistliche Lieder wie »Erde singe«, »Geh aus mein Herz und suche Freud« oder gar »Mein Gott, wie schön ist deine Welt« haben im »Gotteslob« keinen Platz mehr (»kein Kirchenlied!« heißt es oft genug streng in den Protokollen der Kommission). Und auch die Dimension des Tuns,

der christlichen Aktivität in der Welt ist verkürzt: man studiere als Schulfall die Umdeutung des mit Mühe noch aufgenommenen »Alles meinem Gott zu Ehren«, aus dem die Heiligen als Begleiter des täglichen Lebens sorgfältig herausoperiert sind. Fällt hier nicht das Christenleben zwischen steiler gottesdienstlicher Feier an Hand von »Rollenbüchern« und liedlosem Alltag (allenfalls mit Inseln der Meditation) auseinander?

Aber auch das, was noch aufgenommen wurde, ist tiefgreifenden Veränderungen unterworfen worden. Dabei hat nicht einmal nur ein horizontalistisches theologisches Verständnis, oft von pedantischer Kleinlichkeit, die Höhen und Tiefen der Überlieferung begradigt: auch die Grundlage des »Rollenbuchs« wirkt wie eine verborgene, aber höchst spürbare Zensur. Wird im Gottesdienst alles »dramaturgisch« in Funktion genommen, fehlt dem geistlichen Lied der Atemraum des Epischen und Lyrischen.

Inseln des Verweilens werden überflutet vom liturgischen »Geschehen«. Die Meditation ist – leider! – ganz in den Textteil verbannt. Wer sagt aber, daß sich persönliches Gebet nur in Texten ausspreche (*dieser* Teil von »Gotteslob« ist übrigens einer der besten des Buches!) und daß Lieder nur im dramatischen Zusammenhang des »Vorübergangs« der Liturgie ihren Platz hätten? Ist nicht Eucharistie auch Vergegenwärtigung? Und darf die Kirche, die durch Jahrhunderte ein Anwalt edelster Schönheit gewesen ist, auf künstlerische Hervorbringungen mutwillig verzichten?

*

Es tut mir leid, ja es schmerzt mich, daß mein Urteil, nach monatelanger Beschäftigung mit »Gotteslob« nicht positiver ausfallen kann. Aber es hätte keinen Sinn, nicht die ehrliche Überzeugung kundzutun. Ich übersehe nicht vieles Gute in diesem Buch, vor allem im Textteil, obwohl auch hier zahlreiche Fragen bleiben: so weiß ich nicht, warum im zweiten Teil »Christliches Leben aus den Sakramenten« gerade das zentrale Sakrament der Verleiblichung, die Euchari-

stie, mit nur einer Seite Text so kümmerlich bedacht wird, während etwa auf Buße und Beichte sechzig Seiten entfallen. Auch finde ich es nicht glücklich, daß die Themenbereiche »Gemeinschaft der Heiligen«, »Maria«, »Kirche«, »Glaube«, »Tod und Vollendung« aus dem liturgischen Jahr ausgegliedert worden sind. Hier wird der Mangel einer durchdachten Konzeption besonders deutlich: auf der einen Seite der Anspruch auf lückenlose Eingliederung des Kirchenlieds in den Gottesdienst – auf der anderen Seite die Ausgliederung breiter Themenbereiche des Betens und Singens aus dem liturgischen Jahr.

Man wird jetzt fordern müssen, daß mit dem ersten Probelauf von »Gotteslob« nicht alles vorentschieden und für absehbare Zeit verbaut wird. Ursprünglich sprach man ja von einer Erprobungszeit von fünf Jahren – daran sollte festgehalten werden. Die Grundkonzeption muß noch einmal (oder gar zum ersten Mal von Grund auf?) durchdacht werden. Klare Aufträge der Bischofskonferenz, nicht nur formaler, sondern auch theologischer und pastoraler Art, müssen erteilt werden. Diese Aufgabe kann nicht delegiert werden. Recht verstandene Hirten-sorge verlangt das Selber-Lesen, Selbst-Urteilen und -Entscheiden bis in den Einzelfall hinein. Der nächste Schritt muß ein Editionsbericht der Bearbeiter sein. Kommission, Sekretariat und Bischofskonferenz sind ihn der Öffentlichkeit – auch der nichtkatholischen – schuldig. Erst im Anschluß an eine breite Diskussion in Kirche und Öffentlichkeit wird man weitersehen und weiterplanen können – ein künftiges neues »Gotteslob« vor Augen, mit dem man nicht nur arbeiten, sondern aus dem man singen kann.

*

Nachtrag Januar 1976: Die vorstehende Glosse wurde im Sommer 1975 geschrieben. Inzwischen hat »Communio« mit Cordelia Spaemann einer Kritikerin, mit Josef Seuffert einem Verteidiger von »Gotteslob« das Wort gegeben². Meine Bemerkungen möch-

ten die notwendige Diskussion um das mittlerweile allgemein eingeführte Buch fortsetzen – sie scheinen mir auch nach Seufferts Beitrag, der im einzelnen beachtliche Ergänzungen bringt, im ganzen jedoch den von der Kritik erhobenen Vorwurf der mangelnden oder falschen Konzeption eher bestätigt als widerlegt, nicht überflüssig zu sein.

Hans Maier

SPANIEN GESTERN UND MORGEN. – Juan Carlos I. wurde gegen den ausdrücklichen Willen seines Vaters, der sich selbst für den legitimen Monarchen hält, König von Spanien, aber er ließ sich nicht krönen. Nach dem Willen Francos sollte er bei der Eidesleistung schwören, daß er das Regime weiterführen werde; aber er stellte die »Fueros de los Españoles« voran und legte sich nur recht unbestimmt auf die »Prinzipien der Bewegung« fest. Er zog zur Investitur zwar in die Kirche San Geronimo beim Prado und bekundete damit seine Anhänglichkeit an die Tradition seiner Vorgänger – der Orden der Hieronymiten, 1373 von einem Spanier gegründet, stand den »Katholischen Königen«, den Habsburgern und den Bourbonen nahe, Hieronymiten hüteten die Gräber im Escorial, Karl V. zog zu ihnen nach Yuste, von Guadalupe aus verbreiteten sie Namen und Kult des einst bedeutenden Marienwallfahrtsortes des Landes in der Neuen Welt –, aber er ließ nicht das früher übliche Te Deum singen, sondern die Messe vom Heiligen Geist feiern, in der um Regentenweisheit und Erleuchtung gebetet wird.

Die Spanier haben jede dieser Entscheidungen aufmerksam zur Kenntnis genommen, ihre Bedeutung erkannt und als Zeichen kluger Bescheidung wie guten Willens anerkannt. Die entscheidende Frage lautet, wie hoch dieser Vertrauensvorschuß ist, wie rasch er verbraucht und ob er wieder aufgefüllt werden wird. Fürs erste hat der König einen besseren Einstand gehabt, als selbst seine Freunde erwartet hatten. Der lange Todeskampf Francos hat dazu beige-

² Vgl. 4/75, S. 339–353; 6/75, S. 542–546.